



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Bunsen, Marie von: Wilhelm und Karoline von Humboldt in ihren Briefen

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Verbündeten, jederzeit auf dem kleinasiatischen Kriegsschauplatz zu erscheinen, bietet Gewähr genug dafür, daß der russische Vormarsch über eine gewisse Grenze hinaus nicht gedeihen wird. Im übrigen gilt auch für Georgien, was für all die kleinen Staaten und Völkerschaften gilt, die ihre Sache auf den Sieg der Centralmächte gestellt haben: daß die Entscheidung in Europa fallen wird und daß diese Entscheidung unwiderruflich sein wird. Von dieser Entscheidung hängt es auch ab, ob das traurige Kapitel vom russischen Imperialismus in Georgien mit diesem Kriege abgeschlossen werden wird oder nicht.

Es sei hingewiesen auf die neugegründete Deutsch-georgische Gesellschaft, die es sich zur Aufgabe macht, engere kulturelle und wirtschaftliche Beziehungen zwischen Deutschland und Georgien, sowie den Kaukasusgebieten herzustellen. (Berlin NW., Unter den Linden 56). Als erste der von ihr geplanten Veröffentlichungen erschien: „Rassen und Kulturprobleme des Kaukasus“ von M. Tseretheli.



Wilhelm und Karoline von Humboldt in ihren Briefen

Von Marie von Bunsen

Wir sind immer darin beide einander sehr ähnlich gewesen, daß wir uns nur ans Einfachste und Höchste im Leben gewandt haben, daß uns das rein Menschliche über alles gegangen ist, und daß uns davon nichts abgewandt hat. . . Mir ist es ein fester, unumstößlicher Satz: Nichts was ein Mensch Gutes und Großes wirklich war, geht jemals unter.

W. von Humboldt



üßte man weiter nichts von diesen beiden begnadeten Menschen, in ihren Briefen lernen wir sie kennen.*) In ihnen geben sie sich uns, wie sie sich keinem Zeitgenossen gaben, wir teilen ihre unerreicht innige Seelengemeinschaft, ihr fesselndes Leben und wir sehen zu ihrer errungenen und behaupteten Stufe empor.

Ziel wurde ihnen mitgegeben, und doch haben sie sich das Wichtigste selber erzwungen. Beide hatten eine schwierige Jugend, beide haben sich innerlich befreit, frugen wenig nach dem Urteil der Menge, haben jedoch mit sicherem Takt den ererbten Lebensrahmen innegehalten. Beide waren hochbegabt, beide haben aber auch rastlos an sich weitergearbeitet, lebten, wie Wilhelm aussagt, „in Wissen und Forschen und Lernen“. Nicht gleich hatten sie sich gefunden, Karoline liebte Carl von Laroche und glaubte Wilhelm in den Banden der

*) Wilhelm und Karoline von Humboldt in ihren Briefen. Herausgegeben von Anna von Sydow. VII Bände. Berlin 1907—1916. E. S. Mittler u. S.

hochbedeutenden Theresie Förster zu wissen; dann aber stellte nie getrübt, tiefe Reigung sich ein. Wie manche glückliche Ehe es wohl gegeben hat, diesen vollen Zusammenklang hat keine übertroffen. „Ich glaube nicht,“ schreibt Humboldt, „daß je zwei Menschen inniger untereinander vertraut, in immer steigender, gleich harmonischer, mit wachsender Innigkeit umgestalteter Liebe gelebt haben, als wir beide.“ Und wiederum: „daß jeder dem anderen sich hingab, das machte erst, was jedem eigen in sich war vom Schattenbild zur Wahrheit. . . .“ „Ich habe oft Deine Freiheit der Ansicht, Deine Schonung fremder Individualität, Deine unendliche Güte bewundert, daß Du mich immer verstanden hast, bewundert. . . . Ich habe nicht die Selbstständigkeit wie Du, von Dir empfangen ich mehr innere Haltung. . . . Wie unglaublich Vieles in Gefühl, in Kunst und Wissenschaft hat sich mir erst durch Dich erschlossen. Darum habe ich eine Art Widerwillen gegen Heiraten, wo die Frau jünger und unerfahrener ist. . . . So weiß ich, wie das Beste in mir untergegangen wäre, hättest Du es nicht auf so mannigfache Weise gehoben und genährt. . . . Du denkst richtig und groß, und ich berate mich mit niemand auf Erden so gern als mit Dir.“ Nach zwanzigjähriger Ehe schreibt er der Mutter von acht Kindern noch mit gleicher Zärtlichkeit. Ihr Geburtstag und der Hochzeitstag sind die eigentlich festlichen und andächtigen seines Lebens. Während des Wiener Kongresses schildert einer seiner Briefe seine alte Gewohnheit, täglich bei Tisch ihre Gesundheit zu trinken. „Ich habe dazu eine Formel aus den Alten, wo man wünscht, daß es dem anderen wohlgergehen möge, und wenn ihm etwa Böses zustoßen sollte, das Schicksal es lieber auf einen selbst wenden möchte.“ Er erwähnt seine stehende Gewohnheit, beim Verlassen ihres Zimmers sie vorher zu küssen und an der Tür sich tief vor ihr zu verneigen.

So er, und ihrerseits findet Karoline immer neue, schlichtschöne Wendungen, um liebende, dankbare Verehrung auszudrücken. Er ist ihr alles; „Deinem stillen, klaren, festen, männlichen Entschluß hat die Natur weibliche Milde und Zartheit beigemischt“.

Doch wurde gerade diese Ehe überaus häufig verkannt!

Jeder, der, die Vergangenheit liebend, mündlichen Überlieferungen nachgeht, hat scharf absprechende Urteile über dieses eheliche Verhältnis hören können. Wer jedoch achtsam die jetzt vorliegenden Bände durchliest, wird diesen unbeabsichtigten Zeugnissen trauen, wird wenig auf unbewiesenes, innerlich unwahrscheinliches Gerede geben. Die vorliegenden Briefe erklären auch, daß manches sehr leicht mißverstanden werden konnte. Bei ihrem beiderseitigen Gefühl für die Persönlichkeitswerte des anderen gewährte jeder dem anderen bereitwillig, selbstverständlich vollkommene Freiheit, eine Freiheit, die nicht durch den leisesten Zweifel, durch den Schatten einer Eifersucht getrübt werden konnte. Er nennt sie „das Reine des Reinen“; während er in Rom und sie in Deutschland ist, begünstigt er in jeder Weise ihre Reise nach Paris. „Das Allerbeste, was Du für mich und die Kinder, die jetzt groß genug werden, Dich zu ahnden, tun kannst, ist recht frei und recht fruchtbar in Ideen und Gefühlen in Dir zu

leben . . . der Umgang mit Schlabrendorff und die ganze mannigfache Welt um Dich werden Dich aufs neue beleben . . . und ich beschwöre Dich, genieße so recht nach Lust und ohne Dich einzuschränken.“ Karoline war damals eine noch junge Frau, Graf Schlabrendorff war ein Vierundfünfziger, war ihr naher Freund; aus ihrem Brief an den Gatten geht hervor, daß Schlabrendorff sie umarmte und duzte. Er war keineswegs ihr einziger Freund, und auch Humboldt schätzte sentimentalen Umgang mit Frauen. Kann man sich über das Urteil der Menge wundern?

Wahrscheinlich wußten sie, was man sagte, warum jedoch sollte jedermann ihr Innerstes begreifen? „Ein inneres, unerkanntes Leben,“ schreibt Wilhelm, „ist unendlich verführerisch . . . in vielen Dingen bin ich durchaus anders als ich erscheine. Je unumschränkter diese Gefühle die Seele beherrschen, desto mehr scheuen sie sich zu zeigen . . . sie sind mächtiger und zarter, wenn sie einsam sind. Ich habe mich nie darum bekümmert, selbst die falschesten Urteile über mich zu widerlegen.“ Er ging aber noch weiter; er ließ sich durch die nicht nur Alexander nachgesagte, sarkastische „Humboldtsche Ader“ verleiten, Zynisches leicht hinzureden. Aus seinen berühmten Briefen an eine Freundin geht die Güte, die Treue seiner Teilnahme am Schicksal der Charlotte Diede doch gewiß klar hervor, dabei ließ er es nicht an Worten bewenden, gewährte ihr in der zartfühlendsten Form bis an sein Lebensende eine verhältnismäßig hohe Rente. Und doch hat er spöttelnd sich über ihre „ihn langweilenden“ Briefe beschwert! Auf solche abwehrende, sein inneres Leben verhüllende, vermutlich von ihm überaus belanglos erachtete Äußerungen scheinen die noch heute umlaufenden Gerüchte zurückzugehen.

Die besondere Zartheit und Tiefe seiner Frauenwürdigung beruhte auf innerster Überzeugung: „Seit ich denken kann, hat mich dies gegenseitige Walten und Einwirken des Mannes und der Frau beschäftigt.“ Die Frau vermöge den Streit der Empfindungen und der Wirklichkeit nicht aufzuheben, aber doch mehr zu edeln, „die Frauen vertiefen sich viel schöner im einsamen Sein. . . . Ich bin überzeugt, daß die Macht, die Frauen ausüben, unendlich größer ist, als die, welche von Männern ausgeht. Ohne zu wollen, prägen Frauen in allen Verhältnissen die Gemüter nach sich um. . . . Das stille Dasein der Frauen webt Glück und Unglück um die Männer und Kinder. . . . Nur dem weiblichen Gemüt wurde der Genuß, sich als Teil der schaffenden, lebendig wirkenden Natur zu fühlen, auf eine dunkle, aber mächtig empfundene Weise zusammenzuschmelzen.“

War Humboldt in ungewöhnlichem Maß befähigt, den Feinheiten der weiblichen Seele nachzugehen, wurde ihm auch eine einzigartige Frau zuteil. Nie vorher, nie nachher hat es in Deutschland einen ähnlichen Reichtum an bedeutenden Frauen gegeben, und in dieser Reihe wird von vielen Karoline von Humboldt die erste Stelle angewiesen. Da stört kein unruhiges, selbstbewußtes Geistesspielen, keine Mißachtung geschmackvoller Formen, kein Verzicht auf tief innerlich berechnete Alltagspflichten. Karoline treibt Griechisch, sie hat eine

leidenschaftliche Liebe zur Kunst, ihre politische Einsicht ist überraschend: so weist sie zur Zeit des Wiener Kongresses auf die Notwendigkeit hin, Elsaß zurückzufordern, sagt damals, 1813, die unvermeidliche, einstmals kommende Auseinandersetzung zwischen Preußen und Österreich voraus. Sie hat eine großzügige Verachtung des äußeren Glanzes. Diamanten soll der Gatte auch in der Gesandtenzeit ihr nicht anschaffen, aber in Rom kauft sie wertvolle antike Statuen, gibt Aufträge an Thorwaldsen und Schadow. Auf Reisen begeistert sie sich an neuem Weltenreiz, fragt nicht nach Behaglichkeit und fürchtet keine Übermüdung. Wie ihr Mann von ihr ausagt, war nie jemand menschlicher ohne irdisch zu sein, aber es ist auch keine Frau weiblicher gewesen. „Es gibt doch nichts Schöneres als Kinder, und nichts Süßeres als sie zu bekommen.“ Es kostet ihr bittere Tränen „da die schöne Zeit so mächtig zu Ende geht“ ihr Knabe entwöhnt wurde, der Mutterbrust entwuchs — „er wird nicht mehr so mein sein“. War sie den Kleinkindern die zärtlichste Mutter, so wurde sie den Erwachsenen die verständnisvollste Freundin. Der Gatte nennt sie die ordentlichste Frau der Welt, lobt ihren klaren Sinn für Geschäfte. Mit den anfangs kleinen Einkünften richtete sie sich so behaglich ein, wie später mit reichlichen Mitteln, sie wußte genau, daß nur vernünftiges Haushalten eine innere Freiheit und Seelenruhe gewährt. Gewiß war sie im seltenen Grade genial, aber immer blieb sie eine geschmackvolle Dame und immer blieb sie eine vernünftige Frau. Sie wurde oft verkannt, aber noch öfter bewundert. Goethe war „die Sicherheit und Feinheit ihres Tactes, und der reine und echte Sinn fürs Altertum aufgefallen“, Schiller nannte sie „ein unvergleichliches Geschöpf“. Ihre instinktmäßige Witterung erkannte Persönlichkeitswerte, mit bedeutenden Männern und Frauen pflegte sie dauernde Freundschaft, konnte diese als kostbares Erbteil ihren Kindern hinterlassen. „Das einzig Tiefbewegende im Herzen“, schreibt sie, „sind doch Menschen, und es ist recht unmenschlich, wenn man sie nicht zu brauchen meint“. Sie hatte eine zarte Gesundheit, hat viel gelitten, aber „ihre Heiterkeit sei in dem Maße gewachsen, wie ihre Gesundheit abgenommen“.

Natürlich erklingen nicht nur Gefühlsregungen, sondern auf jeder Seite auch bewegte Lebensfluten aus den Briefen. Humboldt beschreibt Volkseindrücke im entlegensten Spanien oder Ministerkrisen in Berlin, den Tod des Louis Ferdinand bei Saalfeld und das Begräbniß der Königin Luise. Er schildert Karoline das Paris von 1814, den Wiener Kongreß, seine Wohnbesuche bei Goethe auf dem Frauenplan, bei dem Prinzregenten in dem Brightonschen Pavillon, beim Freiherrn von Stein auf Schloß Nassau an der Ems. Gewissenhaft glaubt er seine Pflicht als hoher Staatsbeamter zu erfüllen, wenn auch die feierliche Wichtigtuerei einiger Kollegen ihn komisch berührt. Trotz seines weltgewandten Idealismus scheint ihm als reifer Mann die Hingabe an die politischen Tagesfragen naturgemäß. Im Jahre 1818 blickt er überrascht auf die ehemalige unpolitische Zeit zurück, in älteren Briefen, die er eben durchgelesen hat, ist auch nicht ein Wort über öffentliche Begeben-

heiten. „Schreibt man jetzt einen einzigen Brief ohne dies? Ich will nicht behaupten, ob es besser ist, jetzt oder damals. Damals sah man alles, was daheim einschlug, als Geschäfte an, die vom wissenschaftlichen Leben getrennt waren und es nur gestört haben würden. Jetzt glaubt man, daß der Mensch nicht seine wahre Vollendung, seinen eigentlichen Wert haben kann, wenn er nicht, in welcher Lage er sei, lebhaften Anteil an allem nimmt, was im Staate vorgeht. Wissenschaft und Literatur, auch der denkende Geist in der Nation gewannen bei jenem . . . Allerdings mag die Zeit etwas anderes fordern, und der Charakter der Nation jetzt gewonnen haben und für die Wissenschaft die Frucht nachkommen. Wenigstens kann man den Strom jetzt nicht aufhalten und man muß nur die gehörigen Mittel finden, ihn würdig zu leiten.“ Will man politische Betätigung „eine bloße Eitelkeit nennen, was es doch nicht einmal ganz ist, so ist es immer eine der edelsten, Einfluß auf den Nationalanteil an der Regierung zu haben.“ Aus England schreibt er anerkennend über die „zu einem Naturwerk gewordenen“ Einrichtungen, glaubt daher, daß in Deutschland nur Bodenständiges sich halten würde. Seine politischen Grundsätze sprechen sich wohl in folgenden Worten aus: „Wenn man nur überhaupt recht festhält — das Gute, was noch vorhanden ist und was auch neu auftaucht, zu hegen, zu beschützen, nicht gleich die Dinge zu verachten und zu schelten, weil sie auch etwas Lächerliches, Schiefes, selbst ganz und gar Tadelnswürdiges an sich tragen, sondern sich zu bemühen, dies zu vertilgen, ohne sich darum des Mitverbundenen, Guten zu berauben — so muß es gehen.“ Und wiederum — „Glaube mir, teure Li, es gibt nur zwei gute und wohlthätige Potenzen in der Welt: Gott und das Volk. Was in der Mitte ist, taugt reinweg nichts, und wir selbst nur insofern, als wir uns dem Volke nahestellen.“

Zweifellos lagen ihm abgeklärte Höhen der Gedanken- und Schönheitswelt immerhin näher, als die Kampfebene der Politik. „Man ist ein anderer Mensch, wenn man aus der Tragödie kommt . . . geht doch das Große so lebendig an einem vorüber. Das Schauspiel, würdig und ruhig genossen, bleibt doch das edelste aller Vergnügen.“ Von einer der Elgin-Statuen ausgehend, entwickelt er, teilweise im Gegensatz zu Windelmann, sehr fein die Idealität des strengen Stils. Selbst bei anscheinend „steifer, eckiger Zeichnung“ wird das Höchste erreicht durch die „Curven der Umrisse“ in einer „ganz individuellen Figur.“ Am wohlsten hat er in der klassischen Vergangenheit geatmet. Im Wirrwarr des Pariser Lebens, von Königen und Kanzlern umgeben, bewahrt er sich alle Morgen eine halbe Stunde für seine Griechen, „habe ich für nichts Zeit, so sage ich mir einige Verse aus dem Homer“. Von dem Grauen der Leipziger Schlacht erholt er sich an seiner Übersetzung des Agamemnon. „Waren es auch nur ein paar Verse, es macht den Geist frei . . . Es haben gewiß viele Menschen Freude am Altertum, und selbst leidenschaftlichste Neigung dazu. Aber mit allem Verlangen, Gedanken und Gefinnungen darin leben wie ich, tut schwerlich sonst jemand auf Erden . . . Es

ist der Geist im ganzen, im allgemeinen, seine Einfachheit und seine Fülle, seine Stärke und seine Zartheit, seine Natürllichkeit und seine Größe . . . Es ist unglaublich, was dem Menschen entgeht, wenn ihm die Alten nicht nahe und immer zugänglich sind . . . Man hat eine ganz andere Kraft, dem Schicksal zu begegnen, und eine ganz andere Lust, ihm durch seine Höhen und Tiefen zu folgen. Wem es fehlt, dem mangelt bald Zartheit, bald Freiheit.“ Vielen sind diese Worte aus dem Herzen gesprochen, vielen aber auch der verständnisvoll großzügige Schluß dieses Briefes, in welchem er die Ausbildung seines jüngsten Sohnes mit der Gattin durchgesprochen hatte. „Man muß indes sehen. Der Geist im Menschen kommt doch eigentlich immer zum gleichen Ziel, und ist ein Weg versperrt, bildet er sich einen neuen.“

Beide brauchten sich vor keiner öden Gegenwart in den Griechenhain zu flüchten, ungewöhnlich abwechslungsreich war ihr Leben, mit den interessantesten Menschen Europas haben sie verkehrt. Merkwürdig ist ihr Verhältnis zu Schiller und Goethe; fast will es scheinen, als hätte damals bei vielen die heiße Liebe zu Schiller, der Würdigung Goethes im Wege gestanden. Schiller stand ihnen näher, über einige harte Beurteilungen Goethes muß man hinweglesen, ehe in den letzten Bänden die endgültige Eroberung stattfindet, die wahre Bewunderung sich zeigt.

Die Eheleute erzählen sich von ihren Besuchen und Begegnungen, von den mannigfachen Vorkommnissen des Tages. Er, der Philologe und Politiker und Gesandte beschreibt mit leichter Grazie seine Haushaltsführung. Daß er in den Teuerungszeiten von 1809 sich nicht täglich den von ihm besonders geschätzten aber zu kostspieligen Kaffegenuß erlaubt, berührt heute eigen, auch wenn er 1826 erwähnt, daß das Pfund Kalbfleisch einen Silbergroschen kostet. Stolz berichtet er, daß durch seine geschickte Anordnung der Muffeln zu neuen Vorhängen fast garnicht verschnitten wurde. Langeweile kennt er nicht, diese ist ihm „im Grunde die einzige Empfindung, wofür ich keine Sympathie habe.“ „Es geht mir mit den Tagen des Lebens, wie mit den Städten, ich liebe immer die, in der ich bin.“ Gar manches mißfiel ihm am Hauptquartierleben, aber „es ist mir unmöglich länger als eine halbe Stunde in einem Gefühl der Unzufriedenheit mit einer äußeren Lage zu bleiben. Ich gewinne gleich mein Gleichgewicht wieder, siedle mich an und bin wie immer.“ Nach einer Reihenfolge ärgerlicher Zufälligkeiten setzt er sich müde und hungrig „hin zu arbeiten, und war nach einer Stunde Beschäftigung so heiter geworden, daß ich über alle meine Unglücksfälle für mich lachte. . . . Glück ist mit Freude und Genuß so wenig gleichbedeutend, daß es ja oft in Schmerz und Entbehrung gesucht und empfunden wird, es hängt lange nicht so von den Dingen ab, denen man es zuschreibt, als von der Kraft und der Neigung der Seele, sich aus seiner äußeren Lage seine innere Bestimmung zu machen.“

Am allerwenigsten war, seiner Überzeugung nach, Glück mit der Jugend verknüpft. Erst in späteren Jahren lerne man im „höheren Grade menschlich

zu werden. . . . Je älter ich werde, desto mehr eigentliche Freiheit gewinne ich in meinem Denken und Empfinden, lasse der Phantasie viel mehr Rechte. . . . Das Leben ist doch immer ein Fortschreiten. . . . Duldsamkeit und Arbeitsamkeit wachsen mit zunehmender Reife. . . . Man kann nur gewinnen durch das Leben, und es ist eine falsche Ansicht, das Alter als ein Vergehen, ein Abnehmen zu betrachten, es ist nur eine andere Art zu sein."

Gewiß haben selten zwei Menschen mit so hochgesteigter Verehrung sich an fremder Kultur, an fremder Schönheit erfreut als diese Beiden; aber sie sind aus Überzeugung deutsch, empfinden bewußt und liebend seinen Wert. Frau von Staël, welche von Wilhelm von Humboldt meinte, er sei, „la plus grande capacité de l'Europe“, entbehrte, seiner Ansicht nach, das Verständnis für das „eigentlich Deutsche“. Denn, „sie ist nicht innerlich, nicht natürlich, nicht idealisch genug dazu,“ den rechten Punkt erreiche sie nicht, der sei, „die Liebe an dem Gedanken und dem Gefühl um seiner selbst willen. . . . Wirklich edle Charaktere berühren sich im Deutschen.“ Er ist im weitesten Sinne Deutscher; weshalb solle der König von Bayern nicht alle Talente nach München ziehen, „man muß auch mit der Kunst so ausschließend nicht sein, und es gehört immer Deutschland an.“ Die Liebe für Deutschland erscheint ihm höher und freier von Bedürfnis und Gewohnheit als die Vaterlandsliebe der anderen Völker. „Sie ist nicht sowohl Anhänglichkeit an die Erdscholle, sie ist mehr Sehnsucht nach deutschem Geist und Gefühl.“ Obwohl er mit den Körners befreundet war, empörte ihn das Gerede: Talente dürfen sich der Kriegsgefahr nicht aussetzen. „Man kann auf keine unwürdigere Art vom Talent, vorzüglich von einem Dichter reden. Das wahre Talent, der wahre Geist, den der Dichter und jeder wahre, große Schriftsteller braucht, stammen aus dem Charakter und werden durch ihn genährt.“ Er verweist auf Aeschylus, dem niemand zumutete, Trimeter zu machen, statt bei Marathon zu kämpfen. Die stille Anerkennung des vollendeten und schönen Lebens des Sohnes genüge den Körnerschen Eltern. „Die besten und edelsten in unseren Truppen kämpfen auch nur um jene stille Anerkennung. Sie bilden eine Schar und Bruderschaft in sich, die sich durch gegenseitiges Bewußtsein billigt und belohnt, tröstet und stärkt.“ Er bedauert, selber nicht mehr mit hinausziehen zu können.

* * *

Es handelt sich in diesen Bänden nicht nur um den Briefwechsel zweier fesselnder Menschen, um den Vorzug, ihnen nahe zu treten, ja, mit ihnen zu leben, es handelt sich um ein Denkmal deutscher Kultur. In nur wenigen Büchern wird unsere höchstentwickelte Wesensart so rein und so edel wiedergegeben.

Eigentlich wäre dieses Werk ein ungewöhnlich passendes Hochzeitsgeschenk für feinfühlende junge Menschen. Oder vielleicht wäre es gerade das Richtige für die Alternden, für die, welche neuen Lebensmut schöpfen möchten? Nur der erste Band, jener der Brautzeitbriefe, hat es bisher zu einem buch-

händlerischen Erfolg gebracht, und gerade dieser erscheint vielen der weitaus schwächste. Es ist nicht jedermanns Sache, den veralteten Rousseauschen Empfindungsschwall über sich ergehen zu lassen. Stellen, wie „wenn Deines Wesens heilige Schönheit mich umwallt“, schrecken nicht die schlechtesten Leser ab. Bereits im folgenden Band ist diese Modeansteckung überwunden, mit diesem zweiten Band ist es ratsam, anzufangen. Nur in den Brautzeitbriefen hat auch einmal die sonst so bewährte Herausgeberin versagt; an Karolinens „Weiblichkeit“ anknüpfend, bedauert sie die „Frauen-Emanzipation, die Knechtschaft des öffentlichen Berufes“. Einem Wilhelm von Humboldt würde die berufstätige Frau auch heute gern die Hand reichen — Karoline von Dachröden zog in der Lebenslotterie das große Los. Nie hat sich eine solche kleine Oberflächlichkeit wiederholt, auf das Gewissenhafteste und Taktvollste hat die Urenkelin diese wertvolle Liebesarbeit vollführt. Man kann ihr Glück dazu wünschen.

